

Krisen, Körper, Kompetenzen. Methoden und Potentiale medizinanthropologischen Forschens

20. Treffen der Kommission Medizinanthropologie der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) in Kooperation mit der 35. Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Ethnologie und Medizin im Warburg-Haus, Hamburg, 8./9. September 2023

Am Freitag, den 8. September 2023 eröffneten Sabine Wöhlke, Sprecherin der Kommission Medizinanthropologie, und Ehler Voss, 1. Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Ethnologie und Medizin (AGEM), die gemeinsame Tagung „Krisen, Körper, Kompetenzen. Methoden und Potentiale medizinanthropologischen Forschens“. – Mit Bezug auf den aktuellen Sachstandsbericht zu Klimawandel und Gesundheit des Robert Koch-Instituts (September 2023) stellte *Sabine Wöhlke* (Hamburg) die Dringlichkeit von Forschungen zu geeigneten Public-Health-Maßnahmen und kulturwissenschaftlich-ethnologischen Perspektiven in diesem Zusammenhang heraus. Etwa Extremwetterereignisse oder die Folgen von Versorgungs- und Finanzkrisen verändern den Alltag der Menschen nachhaltig und stellen gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten infrage. – *Ehler Voss* (Bremen) betonte die Zusammengehörigkeit von Krisen und Kapitalismus, dessen Logik sich in unsere Körper eingeschrieben habe und unser Denken und Handeln bestimme. Die Heroisierung des Prekären und der damit verbundene Imperativ der Resilienz gehe mit dem Versprechen einher, dass jede überwundene Krise zu mehr Stabilität und Stärke führe. Durch das Psychologisieren und Individualisieren der Bewältigung struktureller Probleme werde Krisenbewältigung zu einer Kompetenz von Einzelnen und das Leiden zu einem persönlichen Versagen. Um nicht Ursache und Symptom zu verwechseln, komme eine medizinanthropologische Betrachtung des Zusammenhangs von Krisen, Körpern und Kompetenzen nicht ohne die Berücksichtigung der Bedingungen des gegenwärtigen Wirtschaftssystems aus, in dem Krisen politisch und wirtschaftlich erzeugt und ausgenutzt würden.

Die Tagung wurde in Präsenz durchgeführt. Es bestand die Möglichkeit, online der Veranstaltung zu folgen, allerdings mit technischen Einschränkungen, die auf die denkmalgeschützten Räumlichkeiten der in den 1920er-Jahren errichteten Warburg-Bibliothek zurückzuführen waren. Das zweitägige Programm gliederte

sich in fünf Panels, die historische, institutionelle, ethnografische, narrative und museal-kuratorische Themen und eine große Spannbreite an Perspektiven zusammenbrachten. Die Veranstaltung lebte von ihrer Interdisziplinarität: Akteur:innen und Wissenschaftler:innen aus dem Gesundheitswesen (Pflege, Medizin, Ethik), der Kulturanthropologie/Ethnologie, Soziologie, Germanistik, Geschichtswissenschaft, Medizinanthropologie sowie aus der Fotografie kamen in Hamburg zusammen.

Den Eröffnungsvortrag hielt *Philipp Osten*, der kommissarische Leiter des Instituts für Geschichte und Ethik in der Medizin des Universitätskrankenhauses Hamburg-Eppendorf und Direktor des Medizinhistorischen Museums in Hamburg. In einem historischen Rückblick auf Pandemien (Pest, Masern, AIDS, Spanische Grippe) zog er Parallelen zu Covid-19 und der aktuellen Ausstellung. Anschaulich machte er, dass die jeweiligen Nachweissysteme den Blick auf Seuchen prägten (bei Covid-19 durch PCR-Testungen) und sich hoffnungsvolle Symbole wie der Regenbogen durch die Seuchengeschichte ziehen: Auf Pest-Medaillen oder etwa auf (von Kindern selbstgemalten) Plakaten während der Coronapandemie mit dem Untertitel „Wir bleiben zuhause“.

Thematisch anknüpfend referierte *Tobias Becker* (Hamburg) aus seinem Dissertationsprojekt über die Medien- und Bildgeschichte des Impfens. Er legte die These von Mitchel G. Ash (2002, S. 32f.) zugrunde, dass „Ressourcenensembles“ (gemeint kognitiver, apparativer, personeller, institutioneller oder rhetorischer Art) „im Prinzip gegenseitig mobilisierbar sind“. Im Kontext des Bedeutungszuwachses des Fernsehens stellte er anhand der Polio-Erkrankung und der Inszenierung des gelähmten Körpers heraus, wie die Grenzen und Grenzziehungen zwischen Berichterstattung über das Krankheitsbild einerseits und Werbung für die Impfung andererseits verwechseln.

In Panel 2 berichtete *Andrea Kuckert* (Düsseldorf) durch die Doppelbrille einer Anthropologin der Stabsstelle für Pflegeforschung und Entwicklung des Marienhospitals in Düsseldorf und einer praktisch-tätigen Krankenpflegenden über ältere LGBTQI*-Männer. Im Rahmen einer biografisch angelegten Studie mit Personen aus Deutschland und den Niederlanden ging sie der Frage nach, inwiefern die Covid-19-Pandemie die Vorstellungen von gesundem Altern von LGBTQI*-Personen verändert hat, und lieferte Impulse für die pflegerische Praxis, in der das Thema LGBTQI* oft negativ konnotiert ist. – Einen anderen Blick auf Institutionen lieferte die Germanistin *Sophie Witt* (Hamburg), indem sie Kerngedanken zum Aufbau eines neuen interdisziplinären Studienganges Liberal Arts and Sciences an der Universität Hamburg vorstellte und diskutierte. Neben Themen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften zum Knotenpunkt „Körper, Gesundheit, Gesellschaft“ sollen auch Künste sowie die klinische Medizin als Perspektiven von Medical Humanities integriert werden, um den naturwissenschaftlich geprägten Blick auf Gesundheit zu erweitern.

In Panel 3 standen ethnografische Annäherungen an Krisen und Körper im Fokus. Einen analytisch-theoretisch gelagerten Blick auf den Risiko-Begriff gab *Maren Heibges* (Berlin) mit ihrem Beitrag. Nach einer Diskussion der Risikokategorie aus ethnologischer und anthropologischer Perspektive schlug sie den Bogen zu ihren arbeitswissenschaftlichen Forschungen in Beratungssettings zur familiären Risikoermittlung (Brust-/Eierstockkrebs), in denen sie sowohl die Sicht der medizinisch Beratenden als auch die der Beratung-Suchenden einfängt. Sie machte deutlich, wie Risiko als „konzeptionelles Fenster“ aus verschiedenen Blickrichtungen zur Erklärung genutzt werden kann: sowohl für gegenwärtige Krisen als auch für akteur:innenzentrierte Umgangsformen. – Einblicke in das DFG-Projekt „Mind the City!“ der HU Berlin gab *Patrick Bieler* (Berlin) mit seinem analytischen Überblick der negativen Auswirkungen urbanen Lebens auf die psychische Gesundheit. Dabei stellte er heraus, dass die Fokussierung der sozialpsychiatrischen Forschung auf materielle Einflüsse Formen flüchtiger Sozialität und loser sozialer Beziehungen meist vernachlässigt. Anhand empirischer Daten erläuterte er die Bedeutung von flüchtigen Situationen und die Notwendigkeit einer weiteren Differenzierung von Nachbarschaftseffekten, um deren Wirkungen auf die (psychische) Gesundheit in Forschungen einbeziehen zu können. Im Fazit resümierte er, dass Erkenntnisse aus Ethnografien Grundlagen für den Aufbau quantitativer Surveys liefern könnten, aber weiterhin Übersetzungsarbeit zwischen den disziplinären Ansätzen notwendig sei.

Das inhaltliche Programm des ersten Tagungstages schloss mit der Keynote von *Hella von Unger* (München) über partizipative Gesundheitsforschung und die Trägheit sozialer Wirklichkeiten. Nach einem Kurzüberblick zu den Grundprinzipien des partizipativen Forschens und deren verschiedenen Ansätzen in der Gesundheitsforschung konzentrierte sie sich auf „Community-based Participatory Research (CBPR)“. Sie stellte die Herausforderungen und Chancen von Partizipation anhand von Praxisbeispielen ihrer Forschungsprojekte als dynamische Prozesse heraus. Partizipative Forschung sei grundsätzlich empfehlenswert, aber keine Universalmethode. Ein solcher Ansatz sei stets stark von Ressourcen und Infrastrukturen abhängig und müsse immer Räume für Dialog, Reflexivität und Dissens schaffen.

Der zweite Tagungstag begann mit Panel 4 „Räume und Narrative von Körper in der Krise“, in dem zunächst *Anita Ham* (Den Haag) einen Einblick in eine partizipatorische Aktionsforschung zur Aufklärung über Krebs-Screenings für Migrantinnen in den Niederlanden gab. Ihre Zielsetzung war es, Wege zu finden, um Frauen mit Migrationshintergrund besser zu erreichen und zu Präventionsmaßnahmen zu motivieren. Anschaulich wurde einerseits, wie komplex der Einstieg ins Feld angelegt war, um Sprachbarrieren zu überwinden und die Akteurinnen zu erreichen, und andererseits, wie heterogen sich die Beweggründe der Frauen darstellten, bisher nicht an Krebs-Präventions-Screenings teilzunehmen.

Das Panel schloss mit einem von vier Personen bestrittenen Vortrag zum Thema „Verhindern. Verschieben und Werden. Zeitlichkeit in trans*-Biografien“. In der Einleitung pointierte *Sabine Wöhlke* die Debatte um Selbstbestimmung von trans*Personen, die in den letzten Jahren heftig diskutiert wurde und die gesellschaftliche Wirkmächtigkeit von Geschlechternormen offenlegte. Während politisch jüngst Ende August 2023 ein Gesetzesentwurf den Weg für mehr Selbstbestimmung bereitete, den Geschlechtseintrag und Vornamen im Personenregister ändern zu lassen, waren die folgenden Projekteinblicke im Kontext des noch geltenden Transsexuellengesetzes von 1981 zu verstehen. Alle Teilpräsentationen widmeten sich der Frage nach zeitlichen Verschiebungen und Diskontinuitäten im Leben von trans*-Menschen. – Nach einem kurzen Einblick in den Forschungsstand und das methodische Vorgehen berichtete *Manuel Bolz* (Hamburg/Göttingen) aus dem Hamburger Teilprojekt des Verbundprojektes TRANS*KIDS, das sich dem Thema Geschlechtsidentität/trans* im Arbeitsalltag von Mitarbeitenden und Pflegenden im Gesundheitswesen widmet. Unter der Perspektive „Verhindern“ machte Bolz Strategien der Psychopathologisierung, Ausgrenzung und Hierarchisierung von Wissen deutlich und stellte heraus, wie sich die Pflegenden gegenüber trans*-Kindern und -Jugendlichen auch als Lots:innen bzw. Prüfende inszenieren. Dabei würden Begründungszusammenhänge für das trans*-Sein konstruiert (z. B. das Anderssein-Wollen, die Erfahrung von Gewalt oder Flucht aus einem gewaltvollen heteronormativen Alltag), die den Kindern und Jugendlichen ihre Selbstbestimmung und Handlungsmacht über ihre Identität und ihren Körper absprechen. – Unter der Perspektive „Verschieben“ berichtete *Mona Motakef* (Dortmund) aus einem DFG-Projekt zur Familiengründung von trans*-Familien. Das im Kontext der Forschung noch geltende Transsexuellengesetz aus dem Jahre 1981 sah vor, Elternschaft von trans*-Menschen zu verhindern: So sollte zwischen dem Wunsch nach Familiengründung oder Transition abgewogen werden, eine Gleichzeitigkeit dieser Wünsche war rechtlich nicht vereinbar. Daraus ergaben sich folgenreiche Konsequenzen und zeitliche Verschiebungen, die Motakef anschaulich an einem Feldbeispiel aufzeigte. Die Bedürfnisse, eigene Kinder zu haben, eine Ehe zu schließen und eine Transition anzugehen, mussten zeitlich geordnet werden und hatten erhebliche psychische Folgen. – Die letzte Perspektive „Werden“ beschrieb *Holly Patch* (Dortmund) mit Ergebnissen aus ihrer Dissertation über Sänger:innen des Trans Chorus of Los Angeles und die Frage, wie diese ihre Stimmbiografien rekonstruieren und welche zeitlichen Dimensionen sich dabei ergeben. Sie machte deutlich, wie die Pubertät aus Sicht der trans*-Sänger:innen als kollektives „Erwachsenwerden“ wahrgenommen wird und auch mit Geschlechtszuschreibungen einhergeht, die individuell ganz unterschiedlich verarbeitet werden. Die hormonelle Umstellung der Stimme konstruiert Körper („Stimmkörper“), die mit Zuschreibungen und Materialisierungen von Geschlechterrollen einhergehen. Sie rufen bei einigen Trans*-Sänger:innen Ängste

hervor, auch die eigene Gesangskarriere beenden zu müssen. – Das Forscher:innen-Team resümierte abschließend, dass cis*-normative Zeitlichkeit die Biografien von trans*-Personen prägen und Ungleichheiten evozieren. Resultierend daraus seien alternative Erklärungskonzepte zu trans*-time gefordert, die weniger eine vermeintliche Abweichung in den Fokus stellten oder gar reproduzieren, sondern Lebenswelten in ihrer Eigenlogik erkennbar und beschreibbar machen.

Das Panel 5 schloss die Fotokünstlerin *Amelie Sachs* (Hannover) mit der Präsentation ihrer BA-Abschlussarbeit zum Polyzystischen-Ovar-Syndrom (PCO). In einer Kombination aus Dokumentar fotografie und narrativen Interviews näherte sie sich Betroffenen und ihren Aushandlungen von Weiblichkeit. Sie zeigte außerdem, wie im Akt des Betrachtens ungleiche Machtverhältnisse identifizierbar werden, die von medizinischer Seite oft männlich geprägt seien. Ihre Fotografien von Betroffenen bzw. Fotografien, die durch die Akteurinnen selbst entstanden sind, verweigern sich in einigen Fällen solchen Blickregimen und sind daher Zeugnisse eines Ringens um Autonomie und Deutungshoheiten.

Die Tagung endete mit einer Abschlussdiskussion und den sich daran anschließenden Mitgliederversammlungen der AGEM und der Kommission Medizinanthropologie. Eine Veröffentlichung einzelner Tagungsbeiträge in der Zeitschrift „Curare“ ist für das Jahr 2025 bereits in Planung. Zudem sei auf zwei für diese Tagung relevante Literaturen hingewiesen.¹ Besuchen Sie gerne auch unsere Webseiten: medanthro-gekw.de bzw. agem.de.

Anna Palm

<https://doi.org/10.31244/zekw/2024/02.13>

1 Gesundheitsberichtserstattung des Bundes gemeinsam getragen von RKI und DESTATIS (2023): Auswirkungen des Klimawandels auf nicht-übertragbare Erkrankungen und die psychische Gesundheit – Teil 2 des Sachstandsberichtes Klimawandel und Gesundheit 2023. In: *Journal of Health Monitoring* 8 (53). Special Issue S4/2023. Mitchell G. Ash (2002): Wissenschaft und Politik als Ressourcen füreinander. In: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hrsg.): *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Stuttgart, 32–51.